

HEYNE <

DAS BUCH

»Sie war erstaunt, dass sie in der Lage war, ihn in solch eine Ekstase zu versetzen. Das gab ihr zum ersten Mal in ihrem Leben das Gefühl, Macht zu haben. Und als er dann auf sie sank, das dunkle Haar nass vor Schweiß, einen Arm quer über ihrer Brust, wusste sie, dass es keinen Schmerz gab, den sie nicht ertragen würde, um ihn zu zu halten.«

Regina, eine blutjunge und unschuldige Bibliothekarin, und der gut aussehende Millionär Sebastian Barnes sind wie magisch voneinander angezogen. Doch Barnes hegt eine geheime Faszination für SM-Spiele, die er in diskreten Zirkeln auslebt. Trotz der gesellschaftlichen Kluft zwischen ihnen können die beiden nicht ohne einander sein, und so begibt sich Regina aus Liebe in Sebastians dunkles Reich der Lust und Verführung ...

DIE AUTORIN

Logan Belle ist in den USA bereits bekannt für ihren erotischen Roman *The Gin Lovers* und ihre erotische Trilogie *Blue Angel*. Seit über zehn Jahren arbeitet sie in der Verlagsbranche sowohl als Scout, Pressesprecherin oder Agentin. Belle lebt in New York City.

Logan Belle

Zeiten des Verlangens

Aus dem Amerikanischen
von Karla Lowen

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE LIBRARIAN erschien 2012
bei Pocket Star Books, A Division of Simon & Schuster, Inc.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream* liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 09/2013
Copyright © 2012 by Logan Belle
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2013
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
unter Verwendung von © thinkstock
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-41035-0

www.heyne.de

Die Liebe ist eine große Strafe für das Verlangen.

ANNE ENRIGHT

1

An der Kreuzung Fifth Avenue und Zweiundvierzigste Straße blieb Regina Finch stehen. Passanten drängten rechts und links an ihr vorbei und rempelten sie an, wie Wellen, die einen Felsen umspülten. Seit einem Monat war sie nun schon in New York, aber an die Rush Hour hatte sie sich noch immer nicht gewöhnt.

Doch heute ließ sie sich von dem Gedränge nicht beeindrucken. Heute trat sie ihren Traumjob an, und von diesem Tag wollte sie jede Minute auskosten. Vor nur einem Monat hatte Regina ihren Abschluss in Bibliothekswissenschaften an der Drexel University gemacht, und schon war sie auf dem Weg in die großartigste Bibliothek des Landes.

Stauend betrachtete sie das neoklassizistische Bauwerk, ein architektonisches Meisterwerk aus weißem Kalkstein und Marmor. Etwas Schöneres als die New York Public Library konnte sie sich einfach nicht vorstellen.

»Sie betrachten die Zwillinge?«, fragte eine ältere Dame. Ihr Haar war weiß mit einem Touch ins Rosafarbene, sie trug einen petrolblauen Anzug mit glänzenden Goldknöpfen und hielt ein kleines weißes Hündchen an einer kristallbesetzten Leine.

»Wie bitte?«, fragte Regina.

»Die Löwen«, sagte die Dame. Ach so, die Löwen. Rechts

und links der breiten Steintreppe, die zum Eingang der Bibliothek emporführte, saßen zwei majestätische weiße Marmorlöwen auf steinernen Sockeln, als würden sie das Wissen in dem Gebäude bewachen.

»Ja, die Löwen gefallen mir.« Reginas Mitbewohnerin hatte sie zwar ermahnt, sich nicht von jedem Verrückten auf der Straße anquatschen zu lassen, aber sie kam nun mal aus Pennsylvania und konnte einfach nicht unhöflich sein.

»Geduld und Standhaftigkeit«, erklärte die Dame. »So heißen sie.«

»Tatsächlich?«, fragte Regina. »Das wusste ich nicht.«

»Geduld und Standhaftigkeit«, wiederholte die Dame, dann ging sie weiter.

* * *

Regina wusste nicht recht, wie sie ihrer neuen Chefin Sloan Caldwell klarmachen sollte, dass sie keine Führung zur Orientierung brauchte – dass sie diese Bibliothek seit ihrer Kindheit oft genug besucht hatte. Aber Sloan, eine große, kühle Blondine von der Upper East Side, hatte Regina schon in den Bewerbungsgesprächen eingeschüchtert, und irgendwie hatte sich das noch verschlimmert, seit sie den Job hatte.

»Wollen Sie sich auf unserem Rundgang denn gar keine Notizen machen?«, fragte Sloan. Hastig öffnete Regina ihre Tasche und kramte Papier und Stift hervor.

Sie folgte Sloan durch einen marmornen Gang, der sie in seiner fränkisch-römischen Anmutung immer an die Bilder europäischer Prachtbauten erinnerte. Aber Reginas Vater hatte ihr oft gesagt, dass sich das Hauptgebäude der New

York Public Library mit nichts vergleichen ließ. Als Bauwerk war es einzigartig.

»Und das ist der öffentliche Katalogsaal«, erklärte Sloan. Der weitläufige Saal hieß offiziell »Bill Blass Public Catalogue Room«. Hier standen lange Reihen niedriger Tische aus dunklem Holz, bestückt mit den Bibliothekslampen, die allesamt bronzefarbene Metallschirme zierten. Die Computer schienen deplatziert an diesem Ort, der wie ein Relikt aus dem frühen zwanzigsten Jahrhundert wirkte. »Diese Computer haben keinen Internetzugang.« Sloan leierte ihre Ausführungen, die sie zweifelsohne schon unzählige Male gehalten hatte, gelangweilt herunter. »Sie dienen einzig der Büchersuche und liefern den Besuchern Informationen wie Signatur und Verfügbarkeit.«

Selbstverständlich kannte Regina dieses System so gut wie kaum etwas anderes. (Sie hatte eine Leidenschaft für gute Systeme. Nichts schien ihr erstrebenswerter als Ordnung.) Die Besucher riefen die gesuchten Bücher im Computer auf und notierten Titel und Signatur mit kleinen Bleistiften, die in Bechern an den Tischenden bereitstanden, auf Zetteln. Für Regina hatte es etwas Tröstliches, dass man in der New York Public Library im Zeitalter von SMS und E-Mail noch Stift und Papier zur Hand nehmen musste.

Sloan ging weiter, und ihre hohen Pfennigabsätze klapperten auf dem Marmorboden. Sie trug ihr glattes Haar zu einem ordentlichen Pferdeschwanz gebunden und war von Kopf bis Fuß in Ralph Lauren gekleidet. Und genauso wie Reginas Mitbewohnerin musterte auch Sloan Caldwell sie von oben bis unten und konnte ihr Urteil kaum verhehlen: falsch, falsch, ganz falsch. Regina fragte sich, ob es in Man-

hatten einen geheimen Dresscode gab, den alle außer ihr kannten. Seit sie in die Stadt gezogen war, kam sie sich vor wie eine der Außerirdischen in »Die Körperfresser kommen«. Sie ging *beinahe* als Angehörige der Spezies durch, doch der aufmerksame Beobachter bemerkte ihr Anderssein.

»Und das ist das Herzstück der Bibliothek, der Hauptlesesaal.«

Reginas Vater war oft geschäftlich nach New York gereist und hatte sie häufig mitgenommen. Zu ihrem gemeinsamen Ritual gehörte, zusammen mit dem Zug nach New York zu fahren, im Serendipity Mittag zu essen und der New York Public Library an der Fifth Avenue einen Besuch abzustatten. Bis heute weckte der leicht muffige Geruch des Rose-Lesesaals so unvermittelt und überwältigend die Erinnerung an ihren Vater, dass sie sich kurz davon erholen musste.

Regina hielt inne, um die Inschrift über der Tür zu lesen. Es war ein Zitat aus Miltons *Areopagitica* von 1644, ein Protest gegen die damals herrschende Zensur: *Ein gutes Buch ist der teure Lebenssaft eines erhabenen Geistes, einbalsamiert und gehegt wie ein Schatz für ein Leben über das Leben hinaus.*

Der Saal bot einen erhebenden Anblick. Allein seine Größe überwältigte Regina jedes Mal aufs Neue. Die Decke war über fünfzehn Meter hoch und damit nur drei Meter niedriger als diese eleganten New Yorker Stadthäuser. Mit fast fünfundzwanzig Metern Breite und knappen hundert Metern Länge entsprach der Saal in etwa der Länge von zwei Häuserblocks. Das Sonnenlicht flutete durch riesige

rundbogige Fenster und beleuchtete die Decke, einen Wolkenhimmel gemalt von Yohannes Aynalem, eingerahmt von prächtiger Holztäfelung und vergoldeten Schnitzereien mit Engeln, Delphinen und Schriftrollen. Am besten jedoch gefielen Regina die vierfach gestuften Leuchter aus dunklem Holz und Messing, wo Teufelsfratzen zwischen Glühbirnen hervorlugten.

An der Ausleihe machte Sloan halt. Es war mehr als ein Ausgabeschalter. In der Mitte spannte sich ein reich verzierter Holzeinbau über die ganze Breite des Saales – sozusagen die Kommandozentrale. Es gab elf Schalter mit rundbogigen Fenstern, voneinander getrennt durch römisch-dorische Säulen.

Sloan lehnte sich an eine der Buchten. »Hier ist es also: Ihr neues Zuhause.«

Regina stutzte. »Ich arbeite an der Ausleihe?«

»Ja«, sagte Sloan.

»Aber ... ich habe einen Abschluss in Archivierung und Konservierung.«

Sloan musterte sie kritisch, eine perfekt manikürte Hand in die Hüfte gestemmt. »Nur nicht so ungeduldig. Sie sind intelligent, aber das waren alle Bewerber auf diese Stelle. Sie werden sich Ihren Weg nach oben erarbeiten wie jeder andere auch. Außerdem hat die Bibliothek bereits jemanden für das Archiv – Margaret. Haben Sie Margaret schon kennengelernt? Sie ist selbst sehr gut konserviert. Ich glaube, sie arbeitet hier seit der Grundsteinlegung.«

Regina wurde es ganz anders. Die Arbeit an der Ausleihe war nicht besonders anspruchsvoll. Das hieß, sie würde am Schalter sitzen, die Anforderungsscheine der Leute entgegen-

gennehmen, ihre Angaben in den Computer eingeben und warten, bis jemand die Bücher aus den verschiedenen Räumen und Stockwerken geholt hatte, um sie dann den Besuchern auszuhändigen, die mit den entsprechenden Nummern an einem Tisch warteten.

Regina versuchte, nicht in Panik zu geraten. Jeder musste irgendwo anfangen, sagte sie sich. Und es hätte schlimmer kommen können: Es gab auch noch die Rückgabestelle.

Entscheidend war, dass sie endlich hier war – endlich war sie Bibliothekarin. Und sie würde zeigen, dass sie das Zeug dazu hatte.

Regina nahm ihre Brotzeittüte und setzte sich auf die Stufen vor der Bibliothek. Sie schraubte ihre Thermoskanne mit Milch auf und blickte auf die Fifth Avenue hinaus.

»Sind Sie die neue Bibliothekarin?«, erkundigte sich eine ältere Frau, die die Treppe heruntergekommen und stehen geblieben war.

»Ja, ich bin Regina«, bestätigte Regina und hielt sich die Hand vor den Mund, weil sie kaute.

»Willkommen. Ich bin Margaret Saddle.«

Es war Regina unangenehm zu sitzen, während ihr Gegenüber stand, also stand sie auf und strich ihren Plissee-rock glatt.

»Ach ja, Sie sind für das Archiv zuständig, nicht wahr?«

Margaret nickte. »Und das schon seit fünfzig Jahren.«

»Wow, das ist ... beeindruckend.«

Margaret hatte kinnlanges weißes Haar und hellblaue Augen. Ihre Wangen waren gepudert, davon abgesehen war sie ungeschminkt. Sie trug eine Kette mit riesigen Perlen, und Regina vermutete, dass sie echt waren.

Die Frau wandte sich nach der Bibliothek um. »Ein solcher Ort ist es wert, dass man ihm seine gesamte berufliche Karriere widmet«, erklärte sie. »Obwohl es nur noch bergab geht, seit wir Brooke Astor verloren haben. Tja, hat

mich gefreut, Sie kennenzulernen. Schauen Sie doch mal bei mir im dritten Stock vorbei. Vielleicht haben Sie ja Fragen, und unsere Sloan wird es weiß Gott nicht eilig haben, sie zu beantworten – wenn sie die Antwort überhaupt weiß. Bis dann also – und genießen Sie den Sonnenschein.«

Regina hätte Margaret gerne erzählt, dass sie ihren Abschluss in Archivierung und Konservierung gemacht hatte, aber sie wollte nicht den Eindruck erwecken, auf eine Stelle in diesem Bereich aus zu sein. Doch sie wusste schon jetzt, dass sie lieber mit Margaret Saddle als mit Sloan Caldwell zusammenarbeiten wollte.

Margaret setzte ihren Weg fort, und Regina ließ sich wieder auf den Stufen nieder. Leider vergaß sie dabei die offene Thermoskanne, die hinter ihr stand, und stieß sie um. Milch schwappte auf die Treppe, und der schwere Deckel sprang wie ein Ball davon.

Regina war entsetzt. Sie wusste nicht, was sie zuerst tun sollte – den sich ausbreitenden weißen See stoppen oder den Deckel verfolgen, der mit wachsendem Tempo auf die Fifth Avenue zuhüpfte.

Sie richtete die Thermoskanne auf, um den Milchfluss zu stoppen, dann machte sie sich auf die Jagd nach dem Deckel. Doch sie war noch keine zwei Stufen weit gekommen, als sie einen großen, breitschultrigen Mann sah, der ihn mit einem Handstreich auffing.

Er blickte zu ihr auf. Seine Augen waren von einem dunklen Samtbraun, fast schon schwarz. Als er auf sie zukam, bemerkte sie überrascht, dass ihr Herz klopfte.

»Gehört das Ihnen?« Er hielt ihr den Deckel hin mit

dem Anflug eines Lächelns im Gesicht – einem Gesicht, das auf seine markante Art so schön war, dass es Regina fast Angst machte. Er hatte hohe Wangenknochen, eine ausdrucksvolle Nase und ein winziges Grübchen im Kinn. Sein Haar glänzte schwarz und war lang genug, dass es sich auf dem weißen Hemdkragen kräuselte. Er war älter als sie, vielleicht dreißig.

»Äh, ja – tut mir leid. Danke.« Obwohl sie eine Stufe über ihm stand, überragte er sie.

»Kein Grund, sich zu entschuldigen. Obwohl, jetzt wo ich die Sauerei da oben sehe ... vielleicht doch.«

Zutiefst beschämt folgte sie seinem Blick zu der Milchpfütze.

»Oh, ich ... das wische ich weg. So etwas würde ich niemals einfach ...«

Doch sein Grinsen verriet, dass er sie aufgezogen hatte. »Kein Problem«, meinte er und gab ihr den schwarzen Plastikverschluss zurück. Dabei streiften sie seine Finger, und bei der Berührung wurde ihr tatsächlich heiß.

Und dann ging er an ihr vorbei, vorbei an der Milchlace, und verschwand durch die schwere Eingangstür in die Bibliothek.

* * *

Regina stieg in den vierten Stock bis zu ihrer Wohnung in der Bank Street, die Tasche schwer von Büchern, an denen sie in der Leihbibliothek gegenüber der Hauptstelle einfach nicht hatte vorbeigehen können.

Sie wohnte in einer kleinen Wohnung in einem male-
rischen Haus in der coolsten Straße im coolsten Viertel der

Stadt. Sie betrachtete es als ihre große Befreiung – nicht nur ihrer kleinkarierten Heimatstadt, sondern auch dem Klammergriff ihrer Mutter entkommen zu sein. Hier in ihrem neuen Zuhause, in einem Viertel, in dem einst literarische Größen wie Willa Cather, Henry James, Edna St. Vincent Millay und Edgar Allan Poe gelebt hatten, war Regina zum ersten Mal in ihrem Leben wirklich für sich.

Der einzige Makel an diesem sonst perfekten Umfeld ihrer neu gefundenen Freiheit war ihre Wohnungsgenossin Carly. Carly Ronak war eine superhippe Studentin an der Parsons New School for Design, für die nur zwei Dinge zählten: Mode und Männer. Und die Männer wechselte sie öfter als die Jeans. Es schien, als hätte sie jede Woche einen neuen Kerl.

Regina hatte noch nie eine Mitbewohnerin gehabt. Während ihres Studiums hatte ihre Mutter darauf bestanden, dass sie zu Hause wohnte und nicht in einem der Studentenwohnheime der Drexel University in der Innenstadt von Philadelphia – zwanzig Minuten Fahrt von ihrem Haus in der Vorstadt entfernt. Jetzt, wo sie mit Carly zusammenwohnte, wurde ihr allmählich klar, dass ihre Mutter in den vergangenen Jahren vielleicht zu viel Einfluss auf ihr Sozialleben genommen hatte. Nachdem sie nun täglich Zeugin von Carlys turbulentem Liebesleben wurde, fragte sich Regina unwillkürlich, warum sie diesem Bereich ihres Lebens bislang so wenig Bedeutung geschenkt hatte. Zum Teil lag es an ihrer Mutter – sie war so strikt dagegen, dass sich Regina mit Jungs traf, dass heimliche Verabredungen kaum der Mühe wert schienen. Die wenigen Dates, auf die sich Regina eingelassen hatte, waren noch dazu so ent-

täuschend gewesen, dass sie die Lügen und den Streit mit ihrer Mutter nicht lohnten. Doch jetzt fragte sich Regina, ob sie vielleicht etwas verpasst hatte.

Was Carly betraf, so brauchte Regina ein paar Wochen um herauszufinden, warum sie sich überhaupt mit einer Mitbewohnerin abgab. Ihr schienen unbegrenzte finanzielle Mittel zur Verfügung zu stehen, zumindest, was ihr Outfit betraf. Taschen und Kleidung von Barneys, Alice and Olivia und Scoop waren allgegenwärtig in dieser Wohnung. Regina verstand nicht viel von diesen Dingen, aber sie wusste, dass diese Läden etwas ganz anderes waren als Filene's oder Target, wo sie alle ihre Einkäufe tätigte. Und dann waren da noch Carlys permanente Friseurbesuche zur Perfektionierung ihres langen, gesträhnten Haars und das ständige Essengehen. Zu Hause sah man Carly höchstens sich eine Schale Cornflakes zuzubereiten. Und wenn Carly tatsächlich einmal am Wochenende in ihrer eigenen Wohnung aufwachte, ließ sie sich sogar Rühreier an die Tür liefern.

Das Rätsel löste sich, als Regina eines Morgens um zwei davon geweckt wurde, dass Carly und ihr neuester Aufriss es in der Küche trieben. Carly ermahnte den Kerl wegen seines lauten Gestöhnes (das Regina schon vor einer Stunde geweckt hatte). »Meine Mitbewohnerin wird ein Trauma davontragen«, hatte Carly geklagt. Worauf der Kerl antwortete: »Ich verstehe gar nicht, warum du eine Mitbewohnerin hast. Dein Papa ist Mark Ronak.« Carly erklärte ihm, dass es nicht wegen des Geldes war. Ihre Eltern bestanden aus »Sicherheitsgründen« auf einer Mitbewohnerin. Sie hatten beide darüber gelacht, und der Kerl hatte gesagt:

»Nur gut, dass jemand hier ist und auf dich aufpasst. Sonst würdest du am Ende schlimme Sachen machen.«

Natürlich hatte Regina Mark Ronak gegoogelt und auf diese Weise erfahren, dass Carlys Vater Gründer des größten Hip-Hop-Plattenlabels des Landes war. Diese kleine Information hatte den Graben zwischen Regina und ihrer Mitbewohnerin noch weiter vertieft. Die Vorstellung, einer *ihrer* Eltern könnte Hip-Hop – selbst schon Pop – hören, war schlicht undenkbar. Reginas Vater war zum Zeitpunkt ihrer Geburt Mitte dreißig gewesen und acht Jahre später gestorben. Er war Architekt gewesen und hatte ausschließlich Opern gehört. Reginas Mutter war Cellistin mit klassischer Ausbildung. Sie hörte nur klassische Musik und bestand darauf, dass auch Regina ausschließlich Klassik hörte, solange sie in ihrem Haus war. Alice Finch arbeitete als Dozentin am Philadelphia Museum of Art, und wenn man sie fragte, gab es außer der Klassik keine weiteren akzeptablen Richtungen in der Musik, der Kunst und der Literatur: In ihrem Haushalt hatte Musik nicht »Pop«, Kunst nicht »modern« und Literatur nicht »trivial« zu sein.

»Wie war dein erster Tag?«, erkundigte sich Carly und blickte von der *W* auf, in der sie blätterte. Sie saß im Schneidersitz auf der Couch, ihre Schlaghose war exakt im richtigen Maße ausgewaschen, ihr Kaschmirpulli bauchfrei, und das haferblonde Haar hatte sie zu einem unordentlichen Knoten gebunden. »Waren die anderen Bibliothekarinnen auch hübsch lieb zu dir?« Der Raum roch nach ihrem Chanel Allure.

»Es war in Ordnung, danke«, sagte Regina, ließ ihre schwere Tasche zu Boden gleiten und ging in die Küche,

um sich eine Cola zu holen. Sie war sich nie so ganz sicher, ob Carly ehrlich an einem Gespräch mit ihr interessiert war, oder ob es nur ein Reflex war, weil außer ihr niemand im Raum war. Ihr war bewusst, dass Carly nicht verstand, dass »Bücher einräumen« – wie sie es nannte – die Erfüllung eines lebenslangen Traums sein konnte. Aber genau das war es für Regina. Seit ihrem sechsten Lebensjahr, als ihr Vater anfang, sie jeden Samstagnachmittag mit in die Bibliothek zu nehmen – und das war nicht einmal die New York Public Library gewesen, sondern die kleine Bibliothek in Gladwell in Pennsylvania –, hatte Regina ihre Bestimmung gekannt. Bei ihr hatte es nie eine Phase gegeben, in der sie Lehrerin, Tierärztin oder Ballerina werden wollte. Regina träumte schon immer davon, Bibliothekarin zu sein. Sie wollte umgeben sein vom Geruch der Bücher, sie wollte verantwortlich sein für die Reihen geordneter Regale, für die akribische Katalogisierung. Sie wollte Menschen bei der Suche nach dem nächsten Roman helfen, der sie begeistern würde, oder nach dem Buch, das ihnen bei der Recherche half, damit sie ihren Abschluss bestanden oder ein intellektuelles Problem lösen konnten. Dieses Ziel hatte sie seit ihrer Kindheit zu keinem Zeitpunkt aus den Augen verloren.

Und jetzt war ihr Traum in Erfüllung gegangen, so klein und lachhaft er jemandem wie Carly Ronak erscheinen mochte, die in ihrer Kindheit davon geträumt hatte, die nächste Tory Burch zu werden.

»Freut mich zu hören«, meinte Carly. »Hör zu, bei mir übernachtet heute ein Freund. Ich hoffe, wir gehen dir nicht im Weg um.« Damit drückte sie in Wirklichkeit ihre

Hoffnung aus, dass Regina den Anstand besaß, in ihrem Zimmer zu bleiben und *ihnen* nicht im Weg umzugehen.

»Mach dir um mich keine Gedanken. Ich habe viel zu lesen.«

»Ach ja, und deine Mutter hat angerufen. Zwei Mal«, erzählte Carly und überreichte Regina ein pinkes Post-it, auf das sie unleserlich mit Markierstift geschmiert hatte.

Bei dem Versuch, die Kosten für den Umzug nach New York einzudämmen, hatte Regina ihr Handy aufgegeben. Das hatte den angenehmen Nebeneffekt, dass sie für ihre Mutter nicht mehr allzeit erreichbar war. Leider zahlte nun jeder in Reginas Umfeld, der einen Festnetzanschluss besaß, den Preis dafür.

Regina knüllte das Post-it zusammen und steckte es in ihre Tasche.

* * *

Regina wachte davon auf, dass sich jemand gewaltsam Zutritt zur Wohnung verschaffte. So zumindest klang es für sie. Doch dann erkannte sie, dass es nur das Kopfbrett von Carlys Bett war, das gegen ihre Wand schlug.

Das Ganze wurde untermalt von Stöhnen und Carlys überflüssigem Schrei: »Fick mich!«

Wieder Gestöhne, diesmal männlich. Das Kopfbrett krachte immer fester und schneller gegen die Wand, und die Stimmen klangen eher nach Gewalt als Lust. Dann war es still.

Regina bemerkte, dass ihr Atem schwer ging. Sie wusste nicht, ob es daran lag, dass sie aus dem Schlaf gerissen worden war, oder an der Natur der Geräusche aus dem Neben-

zimmer. Es war beunruhigend und erregend zugleich, und das machte ihr mehr zu schaffen als der Umstand, dass sie das Liebesleben ihrer Mitbewohnerin im wahrsten Sinne des Wortes um den Schlaf brachte.

Sie wusste, dass sie in Bezug auf Sex im Rückstand war. In ihrem Alter noch Jungfrau zu sein, war für die meisten unvorstellbar. Aber so war es nun einmal, und es hatte sie auch nie gestört, bis sie nach New York gezogen war und feststellen musste, dass sie sozusagen als Letzte zur Party kam.

Es war nicht so, dass sie *plante*, niemals Sex zu haben. Sie hatte kein Keuschheitsgelübde abgelegt oder dergleichen. Es hatte sich vielmehr nie eine Gelegenheit ergeben. Ihre Freundinnen zuh Hause meinten, dass sie blind durch die Welt lief – dass es Anwärter gab, die sich gerne mit ihr verabreden würden, wenn sie etwas öfter ausginge oder auch mal etwas unternähme. »Du bist immer so ernst«, klagten sie. Es lag nicht daran, dass Regina sich nicht amüsieren wollte. Sie war sich eben nur schmerzlich bewusst, dass jede durchfeierte Nacht für das Studieren verloren war, dass jeder Typ, in den sie sich verguckte, drohte, sie vom Wesentlichen abzuhalten: Studieren. Lernen. Der Vorbereitung auf die Zukunft.

Lass dich nicht vom Weg abbringen. Das war das Mantra ihrer Mutter. Sie erklärte Regina gerne, dass Jungs nichts als eine Ablenkung waren – »ein bombensicheres Rezept für eine gescheiterte Zukunft«. *Ihr war genau das passiert*, hatte ihre Mutter sie in ernstem Tonfall gewarnt. Regina kannte die Geschichte in- und auswendig: Ihre Mutter sprach davon, wie sie ihre Träume aufgegeben hatte, um Reginas

Vater während seines Architekturstudiums und zu Beginn seiner beruflichen Laufbahn zu unterstützen – um dann mit Regina schwanger zu werden. »Und dann ist dein Vater gestorben, und ich stand mit allem alleine da. Niemand rechnet mit solchen Notsituationen, Regina. Verlassen kannst du dich einzig und allein nur auf dich selbst.«

Regina sah auf die Uhr. Zwei Uhr morgens. In fünf Stunden klingelte der Wecker.

Lachen, dann wieder ein Stöhnen.

Regina rollte sich auf den Rücken, verzweifelt bemüht, zurück in den Schlaf zu finden. Ihr Nachthemd, ein graues Baumwollding von Old Navy, wickelte sich um ihre Taille. Sie zupfte es los, schob es aber nicht nach unten. Sie streichelte ihren Bauch und versuchte sich zu entspannen und wieder einzuschlafen. Und dann wanderte ihre Hand wie von selbst an das Bündchen ihres Unterhöschens.

Sie hielt inne. Im Nebenzimmer herrschte Stille.

Regina schob die Hand in ihr Höschen und berührte sich leicht zwischen den Beinen. Der Gedanke an den Mann keine zwei Meter entfernt auf der anderen Seite der Wand war aufregend, gleichzeitig lenkte er sie ab. Es war lange her, dass sie ein Mann berührt hatte, und ihre wenigen Erlebnisse waren unbeholfen und nicht der Erinnerung wert. Jetzt war es ihr fast unmöglich, sich die Hand eines anderen an dieser so intimen und empfindlichen Stelle vorzustellen. Eine Hand, die sie streichelte, bis sie feucht war, sich dann in sie hineinschob, sich auf und ab bewegte, in der richtigen Weise, um einen gewaltigen Höhepunkt herbeizuführen. Ihre Hand bewegte sich schnell, ihre Vagina pulsierte unter ihren Fingern, ihre Hüften wiegten sich im

Einklang dazu. Sie erreichte den vertrauten Gipfel der Lust und lag dann reglos auf ihrer zerknautschten Decke. Ihr Herz klopfte.

Wie wäre es, im Moment des Höhepunktes jemanden neben sich zu haben?

Langsam fragte sie sich, ob sie das je erfahren würde.

Ein Mädchen mit rot gefärbten Haaren und einem Shirt von der Columbia University reichte Regina einen Stapel zerknitterte Anforderungsscheine.

»Wie ist das, soll ich jetzt einfach hier warten?« Das Mädchen lehnte sich an den Schalter.

»Sie können an einem der Tische warten, bis Ihre Nummer auf der Anzeigetafel erscheint. Das bedeutet dann, dass Ihre Bücher zur Abholung bereitliegen«, erklärte Regina.

Regina liebte inzwischen den vorhersehbaren Rhythmus ihrer Arbeit in der Ausleihe: Die ruhigen Morgenstunden, der Andrang am Nachmittag, das allmähliche Abebben am frühen Abend, wenn die Leute nach und nach zum Abendessen verschwanden – ein paar kehrten danach zurück, andere hatten genug für den Tag. Sie war sich bewusst, dass sie sich glücklich schätzen musste, ihre Tage in einem der wohl schönsten Räume der Stadt zu verbringen. Und wenn ihre Tätigkeit auch nicht sonderlich anspruchsvoll war, verschaffte es ihr doch eine gewisse Befriedigung, den ungeduldig wartenden Bibliotheksbesuchern ihre Bücher auszuhändigen. Und während sie so die Reihen von Leuten betrachtete, die über Bücher und Laptops gebeugt an den Tischen saßen, fragte sie sich, was sie wohl alle machten. Wurde vielleicht gerade der nächste große amerikanische

Roman in diesem Saal verfasst? Etwas erfunden? Die Geschichte neu entdeckt?

Und doch verspürte sie manchmal, wenn weniger los war, eine innere Unruhe.

»Warum liest du nicht?«, wollte Alex wissen, ein drahtiger, etwas linkischer und doch auf seine tapsige Art süßer NYU-Student, der in Teilzeit arbeitete und Bücher aus den verschiedenen Räumen zur Ausleihe brachte.

»Dürfen wir hier denn lesen?«, fragte sie.

»Also, bei mir hat nie jemand etwas gesagt«, meinte Alex. »Und wir wissen doch beide, dass Sloan keine Gelegenheit auslässt, das Personal zurechtzuweisen. Deshalb würde ich sagen, ja, es ist okay.«

Vielleicht konnten Alex und sie Freunde werden, dachte Regina, auch wenn sie noch nie einen richtigen männlichen Freund gehabt hatte. Ihre Mutter hatte sie stets gewarnt, dass eine echte Freundschaft mit Männern unmöglich war – dass sie »nur das eine wollten«. Aber Alex schien tatsächlich einfach nur freundlich zu sein. Obwohl sie ihn anscheinend etwas vor den Kopf gestoßen hatte, als er sich positiv zu ihrer Frisur im »Bettie-Page-Schnitt« äußerte. »Bettie Page?«, hatte Regina gefragt, und Alex hatte sie angesehen, als wüsste er nicht so recht, ob sie scherzte.

»Du weißt schon, das berühmte Pin-up-Modell? Schwarze Haare, kurzer Pony?«

Regina hatte genickt, obwohl sie keine Ahnung hatte, von wem er da redete. Sie hatte schon gehört, sie sähe aus wie »die eine mit der Show ... die mit dem Fransenpony«; oder jemand schnippte mit den Fingern und sagte: »Zooey Deschanel.« Sie hatte sich die Zooey-Deschanel-Sitcom

angesehen. Sie konnte zwar eine gewisse Ähnlichkeit bei Haarfarbe und Frisur erkennen, sogar in den Gesichtszügen, aber das flippige übersprudelnde Temperament des Stars machte Reginas Meinung nach jeden weiteren Vergleich hinfällig. Und jetzt musste sie wohl diese Betty Page googeln.

»Ist es schon Zeit fürs Mittagessen?«, erkundigte sich Alex.

Seit ihrem ersten Tag in der Bibliothek vor zwei Wochen hatten sich Alex und Regina angewöhnt, mittags zusammen um den Block zu spazieren und sich beim Imbisswagen in der Einundvierzigsten Burger oder Hotdogs zu holen. Doch heute beschloss Regina, nach Margaret zu sehen und zu fragen, ob sie mit ihr zusammen essen wollte.

* * *

Regina ging über den südlichen Treppenaufgang ein Stockwerk höher in den dritten Stock, wo Erstaussgaben, Manuskripte und Briefe aufbewahrt wurden und wo auch der Vorstandssaal war, der »Trustees Room«. Auf dem Weg kam sie an einem abgesperrten Raum vorbei und wunderte sich.

Sie traf Margaret dabei an, wie sie einen Stapel von Büchern in einem Bestandsbuch registrierte.

»Das machen Sie alles von Hand?«

»Ja. Und unser Praktikant gibt das Ganze dann in den Computer ein. Ich will mich mit diesen Maschinen nicht herumärgern.«

»Ich wollte fragen, ob Sie vielleicht mit mir zusammen Mittagspause machen wollen? Ich habe mein Essen dabei, und wir könnten uns raussetzen ...«

Margaret schüttelte bereits den Kopf. »Dienstags esse ich nicht zu Mittag«, antwortete sie. Regina wusste nicht so recht, was sie darauf erwidern sollte. Margaret fügte hinzu: »Wenn man älter wird, braucht man weniger Schlaf und weniger zu essen. Sie werden schon noch sehen.«

»Gut, in Ordnung. Dann vielleicht ein andermal. Ach ja, das wollte ich Sie noch fragen – was ist eigentlich im Raum 402?«

»Da ist die Barnes Collection drin – Besuch nur mit Sondergenehmigung. Dort stehen zum Beispiel Erstausgaben von Virginia Woolf und Charles Dickens.«

»Als Kind habe ich jedes Jahr die Bibliotheksführung gemacht. An diese Sammlung erinnere ich mich gar nicht.«

»Sie ist auch erst seit fünf Jahren hier. Die Familie Barnes spendete zwanzig Millionen Dollar. Sie haben den kompletten Hauptlesesaal renoviert. Erinnern Sie sich daran, dass er über ein Jahr lang geschlossen war?«

Regina nickte.

»Die Barnes Collection war früher offen. Damals war ich häufig dort, aber seit ich mir erst eine Erlaubnis holen muss, ist es mir zu kompliziert.«

»Bei wem könnte ich mir denn so eine Erlaubnis holen?«

Margaret zuckte die Schultern.

Regina gehörte nicht zu den Leuten, die gegen Regeln verstießen, aber sie konnte sich nicht vorstellen, dass diese Werke vor den Mitarbeitern der Bibliothek versteckt werden sollten. Es war durchaus sinnvoll, dass nicht jeder Besucher nach Gutdünken durch die Sammlung streifen durfte, aber was konnte es schaden, wenn sie einen Blick hineinwarf?

Die dunkle Flügeltür war von Marmor gerahmt, »Jasper T Barnes Room« stand in Goldlettern darüber. Behutsam näherte sich Regina dem Raum. Wenn er verschlossen war, dachte Regina, blieb ihr das Dilemma erspart, ob sie nun einen Blick hineinwagen sollte oder nicht.

Sie legte die Hand auf die goldene Klinke und drückte sie nach kurzem Zögern hinunter. Die Tür war nicht abgesperrt und ließ sich öffnen.

Als Erstes fiel Regina die Schlichtheit des Raumes im Vergleich zum Rest der Bibliothek auf. Er war im klassisch englischen Stil gehalten und bis unter die Decke gefüllt mit Büchern in verglasten Holzregalen. Die Mitte des Raumes beherrschte ein langer mächtiger Tisch aus dunklem Holz, fast wie eine Speisetafel, umgeben von rot gepolsterten Stühlen.

Und dann bemerkte sie, dass sie nicht allein war.

Ein merkwürdiger, fast klagender Laut drang aus einer Ecke, die man von der Tür aus nicht einsehen konnte. Doch als Regina einen Schritt in den Raum trat, erkannte sie schockiert, was dieses Geräusch verursachte: Eine nackte Frau stützte sich mit den Armen auf einer Marmorbank ab. Sie hatte sich vornübergebeugt, ihr Kopf war gesenkt, und das lange Haar hing fast bis zum Boden. Hinter ihr stand ein Mann, ebenfalls nackt. Er hielt sie an den Hüften und fickte sie mit solcher Rohheit, dass Regina nicht wusste, ob das Stöhnen der Frau nun Lust oder Schmerz ausdrückte. Ein Teil von ihr – der praktische, rationale Teil – sagte ihr, dass sie sich abwenden und das Weite suchen sollte. Doch ein anderer Teil von ihr – einer, den sie nicht ganz verstand – war wie gebannt von dem Schauspiel.

Bald erkannte Regina mit klopfendem Herzen, dass sie es eindeutig mit einem Akt der Lust zu tun hatte. Der stetige Rhythmus, in dem sich die beiden im Einklang bewegten, das unkontrollierte Stöhnen der Frau und der Schweißfilm auf ihren langen Armen, den Regina selbst aus der Entfernung sah – das war wilde Ekstase. Regina wusste, dass sie nicht dastehen sollte, und als wollte sie ihr Körper für das Vergehen bestrafen, durchlief sie ein heißes Zucken der Erregung zwischen den Beinen.

Beschämt versuchte Regina den Blick abzuwenden, doch stattdessen wanderte er direkt zum Gesicht des Mannes. Und zu ihrem Schrecken bemerkte sie, dass sie ihn kannte: Das dunkle widerspenstige Haar, die schwarzen Augen, die markanten Konturen. Es war der Mann, dem sie an ihrem ersten Tag auf der Treppe begegnet war.

Und dem Lächeln nach zu urteilen, das sich bei ihrem Blickkontakt in seinem Gesicht ausbreitete, hatte auch er sie erkannt.

Regina stolperte rückwärts aus dem Zimmer und schloss geistesgegenwärtig die Tür hinter sich mit ihren zitternden Fingern.

Ihr erster Gedanke war die Scham, dass sie sich in dieses schmutzige kleine Schauspiel hineinziehen hatte lassen. Sie hätte auf keinen Fall zuschauen dürfen – sondern auf der Stelle davonlaufen sollen. Oder, besser noch, die beiden stoppen. Ihre Scham verwandelte sich in Wut.

Das hier war eine *Bibliothek*. Was war nur los mit diesen Leuten?

Sie atmete tief durch, gestärkt durch ihre Entrüstung. Dann huschte sie durch den Gang zur südlichen Treppe und hinunter in die Rotunde vor dem öffentlichen Katalogsaal.

Hier in der Sicherheit des öffentlicheren Bereichs gelang es ihr, sich wieder zu sammeln. Sie kehrte zur Ausleihe zurück, wo Alex an ihrem Stuhl lehnte und *Temple Run* auf dem iPhone spielte.

»Wenig los, heute«, bemerkte er. »Selbst die Bücherfreaks sind bei diesem schönen Wetter nicht gern drin.«

Regina nickte und stellte ihre Brotzeittüte auf den Tisch zurück. Am oberen Rand war sie ganz feucht von ihren schweißigen Händen.

Alex musterte die Tüte. »Ich dachte, du wolltest Mittag machen?«

»Ich habe keinen Hunger.«

Er bedachte sie mit einem misstrauischen Blick. »Was ist los mit dir?«

»Nichts«, erwiderte sie. Sie fühlte sich schmutzig und schämte sich, als wäre sie es gewesen, die da über die Marmorbank gebeugt gestanden hätte. Und sie wusste, dass sie so empfand, weil sie, so ungern sie es sich eingestand, trotz ihrer Empörung über dieses Sakrileg einen flüchtigen Moment lang gewünscht hatte, selbst diese Frau zu sein.

Was war nur los mit ihr? Es musste an Carlys Einfluss liegen – dieses ganze, verrückte nächtliche Treiben in der Wohnung machte ihr mehr und mehr zu schaffen. Sie litt unter Schlafmangel. Und sie wohnte mit einer Frau zusammen, die keinen Anstand hatte. Ihre Mutter hatte recht gehabt: Ihr Umzug nach New York konnte zu nichts Gutem führen.

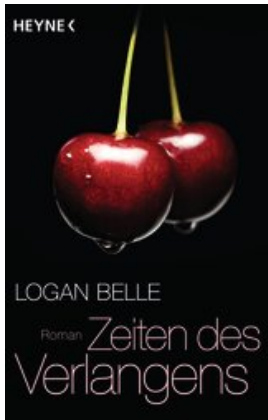
»Wie du meinst. Aber ich bin am Verhungern. Ich gehe zum Imbissstand. Soll ich dir was mitbringen?« Er sprang auf und fischte die Ohrstöpsel aus seiner Jackentasche.

Regina wollte nicht, dass er ging. Sie war erschüttert von ihrer Entdeckung. Sie hatte sich davongestohlen, aber das Bild ging ihr einfach nicht aus dem Kopf. Sie fragte sich, ob sie Sloan diesen Vorfall melden sollte, aber bei dem Gedanken wurde ihr ganz mulmig.

»Warte – kann ich dir etwas sagen?«

»Klar«, sagte er. »Burger oder Hotdog?«

In ihrem Kopf formten sich die Worte, aber ihr Mund spielte nicht mit.



Logan Belle

Zeiten des Verlangens

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-41035-0

Heyne

Erscheinungstermin: August 2013

Erotische Fantasien werden wahr

Regina, eine blutjunge und unschuldige Bibliothekarin, und der gut aussehende Millionär Sebastian Bartleby sind wie magisch voneinander angezogen. Doch Bartleby hegt eine geheime Faszination für SM-Spiele, die er in diskreten Zirkeln auslebt. Trotz der gesellschaftlichen Kluft zwischen ihnen, können die beiden nicht ohne einander sein, und so begibt sich Regina aus Liebe in Sebastians dunkles Reich der Lust und Verführung.